Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 34

Artikel: Bei den Internierten

Autor: Büttikofer, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640953

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

versorgt, suchte ich unter unsäglicher Mühe den Felsen zu erklimmen. Vom frühen Morgen an arbeitete ich mich höher und höher hinauf, kam aber erst mit einbrechender Nacht in eine Höhe, wo ich hoffen durfte, mein Wild zu überlisten. Ich suchte mir also unter einem Felsen ein Lager für die Nacht, wo ich gegen den heftig schneidenden Wind notdürftig geschützt war. Ein Bissen trocknes Brot und ein Schluck Branntwein war, wie gewohnt, mein Nachtessen. Bald schlief ich ein, aber nur auf einen Augenblick, und harrte dann zähneklappernd des Morgens. Ich durfte nicht daran denken, ein Feuer anzuzünden; denn dadurch hätte ich mein Wild verscheucht — zudem standen die letzten Tannen 3—4 Stunden unter mir. Bewegung allein konnte mir helfen. Ich lief, soweit es der Raum verstattete, trug Steine von einer Stelle zur anderen, sprang hinüber und herüber und rettete mich so vor dem Erfrieren.

Als endlich der langersehnte Tag anbrach, stellte ich meine gymnastischen Uebungen ein und wartete mit Ungeduld auf meine Steinböcke, deren zahlreiche Spuren mich mit neuer Hoffnung belebten. Allein — nirgends ließ sich einer sehen. Ich streifte umher, fand den ganzen Tag Spuren, aber kein Tier. Ich bezog mein voriges Nachtquartier und schlief fast bis zum Anbruch des Tages. Rasch sprang ich auf und ergriff mein Gewehr. Zu meinem Aerger bemerkte ich, daß mich die Tiere zum besten hatten: sie waren dagewesen und hatten ganz in der Nähe unter dem Schirm der Nacht geweidet. Mein Mundvorrat war ganz aufgezehrt und doch wollte ich nicht vom Platze weichen. Spähend brachte ich den Tag zu; beim schwachen Schimmer der Dämmerung endlich gewahrte ich in schußgerechter Entfernung mein Wild. Ich schlage an, mein Schuß trifft — aber tötet nicht, und in eben dem Augenblicke ist das verwundete Tier mit mächtigen Sprüngen pfeilschnell verschwunden, und da es zu finster war, es zu verfolgen, mußte ich noch eine Nacht auf dieser Höhe zubringen.

Mit dem Grauen des Tages begann ich meine Nachforschungen und bald belebte mich die blutige Spur mit sicheren Hoffnungen. Allein erst gegen Mittag erblickte ich meine Beute neben einem Felsblock liegend. Das Tier sprang auf, tat einige Sätze und legte sich dann wieder. Auf dem Bauche fortkriechend, näherte ich mich auf Schußweite. Es schien mich zu bemerken und sprang auf — meine Kugel streckte es wieder zu Boden und so sah ich mich endlich im Besitz der Beute, der ich zwanzig Tage lang nachgestellt. Unter vielen Gefahren gelangte ich mit ihr nach Hause, da ich mich als Jäger in fremdem Revier nur durch die unwirtbarsten Gegenden gegen das Wallis schleichen durfte und mich des Tages meist in dichten Wäldern verbergen mußte."

Ist das Tier gefallen, so wird es auf der Stelle ausgeweidet. Die vier Füße bindet der Jäger am Knie zusammen, wirft es über die Stirn und bindet den Kopf mit den schweren Hörnern hinten fest, damit ihre Last nicht durch Schwanken den Tritt unsicher mache. Dann wird die Flinte über die rechte Schulter und Brust gehängt und so tritt der kühne Mann mit einer anderthalb bis zwei Zentner schweren Bürde, beide Hände fest auf den Alpstock stützend, seinen meist höchst gefährlichen Heimweg an. Das Fleisch des Steinbocks ist dem des Hammels ganz ähnlich, nur derber, saftiger, mit etwas Wild-, resp. Bocksgeschmack.

Trotz des oft geäußerten Zweifels ist es doch Tatsache, daß die Steinböcke sich sowohl im Freien als in der Gefangenschaft mit Ziegen paaren und fruchtbare Bastarde erzeugen. Im Cognetal kamen einst zwei Ziegen, die im Winter im Gebirge zurückgeblieben waren, im Frühjahr trächtig zurück und warfen Steinbockbastarde, die nach Turin verkauft wurden. So wurde auch in den zwanziger Jahren in den Stadtgräben von Bern eine förmliche Steinbock-Ziegen-Bastardzüchtung unterhalten. Die Blendlinge waren anfangs zahm, leichter, stärker und weit lebhafter als junge Ziegen, im Gehörn diesen ähnlich, in der Gesamtgestalt bald mehr dem Vater, bald mehr der Mutter nachschlagend. Ein Bastardbock gelangte durch sein besonders ungesittetes Betragen in übeln Ruf. Er machte Angriffe auf die Schildwache, kletterte die Wälle hinan, verjagte die Spaziergänger, bestieg die anstoßenden Dächer und zertrümmelte die Ziegel. Auf den Abendberg versetzt, stieß er oft die Sennen zu Boden und richtete vielen Schaden an. Als er von vier Männern auf die Saxetenalp gebracht werden sollte, warf er alle nieder und überfiel oft die dortigen Sennen ganz bösartig. Seine angetraute Ziegenschar verließ er häufig, ging ins Tal, stieß die Türen der Ziegenställe ein, besprang die Ziegen und stiftete allerlei Unfug. Zuletzt auf die Grimsel versetzt, warf er die große Dogge des Hospitiums, die sich ihm näherte, um ihn zu liebkosen, kurzweg mit den Hörnern über den Kopf. Endlich mußte er getötet werden und seine starke, langbärtige Gestalt steht noch im Berner Museum. Auch die übrigen Bastarde wurden später wild, verkletterten sich gern und stifteten allerlei Unheil. Sie hinterließen zahlreiche und kräftige Nachkommenschaft. Auch im kaiserlichen Park zu Hellbrunn (Salzburg) wurde einem jungen Steinbock in neuerer Zeit durch Kreuzung mit Ziegen eine zahlreiche Nachkommenschaft abgewonnen, wovon ein Teil „den vollständigsten Typus des Stammvaters" trägt. In dem benachbarten altberühmten Blimbacher Jagdrevier, das seit 1843 von einer Gesellschaft österreichischer Kavaliere gehalten wird und einen schönen Wildstand an Hirschen, Rehen, Gemsen, Murmeltieren, Dachsen, Ur- und Birkwild besitzt (1852 zum Beispiel an Gemsen 323 Stück Standwild und 169 Stück Wechselwild), sind 9 Steinböcke eingesetzt und 18 Ziegen von möglichst ähnlicher Färbung angetraut worden, was eine schöne, zur Jagd wohl eher als zur Oekonomie geeignete Bastardrasse erwarten ließ. Von Steinböcken, die im Garten von Schönbrunn mit Ziegen gepaart wurden, erhielt man, sagt ein Bericht, fruchtbare Bastarde, welche, untereinander gepaart, in der vierten Generation in die Ziegenspezies zurückschlugen. Das Basler Museum besitzt ebenfalls einen jungen männlichen Steinbocksbastard. Sein Vater, ein junger Steinbock aus dem Wallis, dessen Eltern weggeschossen worden, kam in Begleitung einer Ziege, die über ein Jahr lang als Säugamme diente, im Winter 1844/45 nach Basel. Im dritten Jahre wurde die Ziege vom Steinbock trächtig. Der Bastard starb im achten Monate an der Ruhr.

Bei den Internierten.

Von Ernst Büttikofer, Biel.

Wißt Ihr, daß ich mir sehr wichtig vorkomme? Fast wie ein Oberst? Und Ihr dürft es mir nicht verargen, denn wenn man während zwei Wochen tagtäglich von einem halben hundert Internierten stramm salutiert wurde, muß sich automatisch ein geschwollenes Gefühl geltend machen. Das hätte ich mir nicht träumen lassen, als ich mit der Remington ins Simmental zog, um, fern von allem Geschäftskram auf eine Weile wieder Mensch der Feder zu sein.

Soll ich oder soll ich nicht? Nämlich einen Internierten ansprechen! Das war die große Frage. Ein Mann der Feder soll zwar immer. Aber die Leute sind schließlich zur Erholung und nicht zum Ansprechen bei uns.

Nun kommen zwei ältere Soldaten den Weg entlang, einen Korb voll Nahrungsmittel unter dem Arm. Ein Offizier folgt. Auch er trägt Lebensmittel. Da fasse ich mich doch ein Herz:

„Vous allez prendre les quatre heures?"

Da erzählt der Offizier. Leuchtenden Auges! Der Franzose erzählt sonst nicht von seiner Familie. Aber der heutige Tag! Ein solcher Tag! Seine Frau und die beiden Kinder kommen heute! Zweiundzwanzig Monate hat er sie nicht gesehen, das jüngste Kind überhaupt noch nie!

„Ce jour est une fête pour moi!"

Da wußte ich, daß Pfingsten 1916 wenigstens für zwei Menschen das schönste Pfingstfest war, das sie jemals erlebt hatten.

Bei den Internierten in Weissenburg.

Der Mann rechts mit den unsichtbaren Händen hat giftige Gase eingeatmet. Ein Teil davon gelangte in's Blut und bewirkte eine Vergiftung. Die Giftstoffe treten nun an den beiden Händen aus dem Körper. Die Hände, die der Mann verbunden hat, haben eine ganz hochrote Farbe.

Und wenn ich hundert Jahr alt werde, nie werde ich das Wiedersehen vergessen. Immer werde ich den Offizier vor Augen haben, wie er erwartungsvoll die Wagenreihe mit den Augen absucht. Wie ihm der Kondukteur den richtigen Weg zeigt. Und der Offizier öffnet die Türe. Zwei Schreie hört man und doch nur einen Schrei. Dann erscheint er auf der Wagentreppe mit dem jüngsten Kind auf dem Arm, das er nun endlich zum erstenmal an sein Herz drücken darf. Dann hat er beide Kinder vor sich, küßt sie und küßt sie wieder. Streckt sie dann weit von sich, um sich alle Züge einzuprägen, und drückt sie wieder an das Herz. „Ne pleurez pas!" ruft er wiederholt seiner Frau und der Schwiegermutter zu. Aber er weint ja selbst, wie wir alle. Und die Kinder sollen „bonjour papa" sagen. Sie können es nicht, weil Papa ihnen ein fremder Herr ist. Aber in wenigen Stunden werden sie die süßen Worte sagen, dafür wird er sorgen. Wohl alle Internierten haben am Glück des ungemein beliebten Offiziers lebhaften Anteil genommen.

Vor dem Weißenburger Bade befindet sich eine zwanglose Gruppe. Ich werde gebeten, abzuknipsen. Mein Kodak hat mir überhaupt manche Bekanntschaft und manches interessante Gespräch vermittelt. Die raffinierten Gefangenenkennzeichen werden mir erklärt: die in einen Aermel eingenähte gelbe Armbinde, die man nicht entfernen kann, ohne gleichzeitig den Aermel um mindestens 10 Zentimeter kürzer zu machen; die breiten gelben „Generalstabsstreifen" an den Hosen, deren Lostrennung unbedingt einen langen klaffenden Riß oder ein lächerlich enges Hosenbein ergeben mußte. Einer entledigt sich des Rockes und läßt mich sein Leibchen sehen, auf dem die Buchstaben „Kriegsgefangenenlager Friedrichsfelde" eingenäht sind.

Sie erzählen von dem warmen Empfang in der Schweiz, von ihrer Gefangenschaft. Der Menschenkenner merkt bald, wo Leidenschaft und Vorurteil die Tatsachen übertreibt und wo man ruhiger Sachlichkeit unbedingten Glauben schenken darf. Ein Lob spenden alle den deutschen Aerzten. Freundlich waren sie nicht, diese Aerzte. Barsch, um nicht zu sagen grob. Aber geschickt. Aeußerst geschickt! Da fühlt man heraus, daß nicht nur der Krieg wütet, sondern auch die Wissenschaft Triumphe feiert. Nicht weniger als sechs Kugeln hat ein Sergeant in den Rumpf erhalten. Lächelnd erzählt er, daß seine Gesundheit nichts mehr zu wünschen übrig lasse!

Ein Fourier zeigt mir sein um vier Zentimeter verkürztes linkes Bein. Eine Kugel hatte es ganz durchschlagen. Drei Tage lag er hilflos auf dem Schlachtfeld. Schon war Eiterung eingetreten. „Vor dreißig Jahren wäre mein Bein verloren gewesen," folgert er.

Noch schlimmer erging es einem Belgier. Sechs Schüsse durchbohrten ihm beide Beine. Vier Tage lag er auf dem Schlachtfeld. Es muß schrecklich gewesen sein, denn schon die Erinnerung treibt ihm die hellen Tränen in die Augen. Wasserlachen trank er aus. Der Mund war weit offen, um jeden fallenden Regentropfen aufzufangen. Sogar die nassen Kleider drückte er aus und erlabte sich von solchem Wasser. Jetzt geht er ohne Stock und Krücke, wie ein gesunder Mensch. Aber länger als eine Stunde darf er seine Spaziergänge nicht ausdehnen, sonst fühlt er sich schon todmüde. Eine Lungenkrankheit hat sich in den vier schreckensvollen Tagen auch noch eingestellt. Deshalb ist er in Weißenburg.

Ein belgischer Offizier hat die Stirne mit einer Binde verdeckt. Ein Stück Hirnschale von der Größe eines Fünfränklers fehlt. Deutlich macht sich an der ungeschützten Stelle die Arbeit des Gehirns bemerkbar.

Wie im Paradiese kommen sich alle in der Schweiz vor. Nur die Pariser nicht! Sie langweilen sich. Für den Pariser ist eben nur Paris ein Paradies! „Ich langweile mich. Es hat kein Auto, keine Theater, keine Musik, kein Verkehr, gar nichts, gar nichts." Ein anderer Internierter entschuldigt mit den Worten: „Oh, les Parisiens ne sont jamais contents!"

Voll Sehnsucht wird die neue feldgraue Uniform erwartet. Sie wird den farbenbunten Anzügen ein Ende machen. Vielfach ist es nur noch ein einziges Kleidungsstück, das den Soldaten kennzeichnet. Ersatz war natürlich in den deutschen Gefangenenlagern nicht zu beschaffen. Man half mit Zivilkleidern aus.

„Sehen Sie, mein Käppi ist französisch. Mein Rock ist noch von meiner ursprünglichen belgischen Uniform und die Beine sind mit deutschen Zivilhosen bedeckt!" Beachtet man noch, daß dieser Mann in der Schweiz interniert ist, ergibt sich die Perspektive einer wunderbaren, weltfriedenerhaltenden Allianz!

Ein Protestant ist unter den Internierten. Er hat schon den Gottesdienst in Oberwil besucht. Verstanden hat er kein Wort. Aber seine Andacht und Erbauung hat er gleichwohl gehabt. Er wird wieder hingehen. Der gleiche Mann machte mir fast mit Tränen die Mitteilung von der Abreise der Rotkreuzschwester, welche sich der kranken Soldaten annahm. Erzählte von ihrer Geschicklichkeit und Güte, wie sie nicht nur die Soldaten pflegte, sondern sich mit ihnen auch zu unterhalten, zu freuen wußte. Wohl viele Tränen sind ihr nachgeweint worden, denn über „notre sœur" herrschte nur ein Lob. Und die Schwester erzählte mir wieder voll Stolz und Freude, wie ritterlich und anständig ihr gegenüber das Benehmen der Internierten sei, wie ihre Anweisungen streng befolgt würden und ihr Wort mehr gelte als der Befehl eines Offiziers. (Schluß folgt.)